

Nr. 2 | 2017

jesuiten*weltweit*



GLÜCKLICHER GARTEN



Liebe Freundinnen und Freunde unserer Missionare und Partner weltweit!

Mit China verbindet die Jesuitenmission sehr viel. Mehr als 50 Jesuitenmissionare aus Österreich waren in China tätig. Pater Luis Gutheinz SJ ist bis heute in Taiwan wissenschaftlich aktiv. Gemeinsam mit Pater Robert Miribung SJ hat er in den 80er Jahren die Öffnung Chinas erlebt. Unterricht in den Priesterseminaren wurde möglich. Diözesane Schwesterngemeinschaften wurden gegründet. Die Lepraarbeit wurde zu einem Hauptzweig des sozialen Engagements der Jesuiten.

Die Nachbesetzung von Bischöfen und die Priesterausbildung bleibt eine der großen Spannungen zwischen Staat und Kirche. Offiziell dürfen keine ausländischen Priester in China seelsorglich tätig sein. Ordensgemeinschaften, die von außen geleitet werden, sind nicht erlaubt. Die Ernennung von neuen Bischöfen führt immer wieder zu Spannungen zwischen Rom, den Ortsgemeinden und den Regierungsstellen. Die Einteilung in patriotische/offizielle Staatskirche und Untergrundkirche allein kann die Situation nicht umfassend beschreiben. Meine Gesprächspartner sagen mir: Es ist besser von der einen katholischen Kirche in China zu sprechen. Es gibt so etwas wie einen Versöhnungsprozess zwischen den Katholiken in China. Von Bischöfen und Priestern wird erwartet, dass sie sich konform und regierungsfreundlich verhalten. Immer wieder kommt es zu Zwangsschulungen, aber auch Hausarresten von Bischöfen. Dennoch wächst die Kirche in China und kann trotz der vielen Hemmnisse vieles bewegen.

Ich selber durfte am Priesterseminar in Beijing einen Weiterbildungskurs für Priester halten. Zwei Wochen lang habe ich mit Schwestern auf der Lepra-Insel Taikam gearbeitet und immer wieder Projekte der katholischen Organisation Jinde Charities besucht. Es zahlt sich aus, die Kirche in China und ihre sozialen Projekte zu unterstützen; zum Wohl der Menschen, besonders der Ärmsten, in dem riesigen Reich der Mitte.

Danke für jede Unterstützung.
Ihr

Hans Tschiggerl SJ
MENSCHEN FÜR ANDERE



Frohes Leben

Seit über 50 Jahren lebt und wirkt der Tiroler Jesuit Luis Gutheinz SJ in Taiwan und China. Er ist eine Größe in der wissenschaftlich theologischen Arbeit und im Sozialdienst der Jesuiten für die Leprakranken. Mit uns teilt der Jesuitenmissionar seine Lebenserfahrungen.

Anfänge

Seit meinen ersten Jahren in Taiwan spürte ich, dass es in der chinesischen Kultur- und Religionswelt vor allem auf die Praxis ankommt: Was nützt es? Was hat es mit meinem Leben zu tun? Wie lebe ich hier und jetzt meinen christlichen Glauben? Mein Interesse an Theologie wurde von Tag zu Tag lebendiger. Das Theologiestudium (1963 bis 1967) in Baguio (Philippinen) setzte den Rahmen für mein ganzes Leben. Der Provinzial Franz Burkhard sagte mir: „Fratr Gutheinz, Sie werden Ihr Leben in der Theologie verbringen.“ Ich erinnere mich auch an die Worte von Karl Rahner bei den Exerzitien: „Bleiben Sie in Ihrem neuen taiwanesisch-chinesischen Milieu!“

Kategorie Qi

Während der 30-tägigen Exerzitien schenkte mir Gott eine große Gnade: Der Heilige Geist tritt deutlich in mein Leben ein. Die traditionelle chinesische

Kategorie Qi hilft mir, diese Gegenwart des Heiligen Geistes in einer inkulturierten Weise auszudrücken. Qi wird mit Energie, Dynamik, Lebensodem oder Vitalität beschrieben. Es durchwaltet die ganze geschaffene Welt. Die Kategorie Qi wird für mich zum wichtigen Element einer inkulturierten Theologie um den Gott der Liebe in der chinesischen Welt zu beschreiben. Meine Lehrtätigkeit an der Fu Jen Universität in Taiwan stellt sich hauptsächlich zwei Fragen: Wie beschreibt die Bibel das unendliche Gottesgeheimnis? und: Wie verbinde ich die Praxis des christlichen Lebens mit der Theorie des christlichen Glaubens?

Wissenschaftliche Arbeit

Seit Ende der 1970er-Jahre versammeln sich einige Professoren, Priester und Laien, zum sogenannten Dan-shui-Kreis, in dem an jedem ersten Sonntag im Monat in freundschaftlicher Stimmung harte Denkarbeit geleistet wird. Viele Gedanken des Dan-shui-Kreises fließen



in die Publikation der Trilogie „Himmel, Erde, Mensch“ (Tian, Di, Ren) ein. Auch das Teamwork in der Fu Jen Theological Publications Association beweist überzeugend, dass Zusammenarbeit auf lange Sicht Größeres zu leisten imstande ist als der Einzelne im Alleingang vermag. Ein chinesisches Sprichwort besagt: „Drei Schuster sind stärker als der geniale Zu Ge Liang.“ Über die Jahre veröffentlichten wir eine Reihe von Standardwerken in chinesischer Sprache: die Synopse der ersten drei Evangelien mit Beifügung der Johannes-Parallelen, das „Vocabulaire de Théologie Biblique“, das „Theological Dictionary“, das „Lexicon of Terms and Persons“, das Denzinger-Hünemann-Enchiridion. Die Fu Jen Theological Publications Association bereitet jetzt die Publikation meiner katholischen Bibel-Enzyklopädie in einem Band vor. Ende Dezember 2017 sollte der Text druckreif sein.

Berufung im Leprosarium

Im September 1975 lud mich der Bibliothekar der Theologischen Fakultät, Antonio Sacchetti SJ, zu einer Eucharistiefeier im nahe gelegenen Leprosarium Lesheng „Frohes Leben“ ein. Als wir einen Rundgang durch das große, mehr als 800 Leprakranke beherbergende Areal machten, kamen wir zu einem ziemlich

baufälligen, einstöckigen Haus, Yi Yuan „Glücklicher Garten“ genannt. Als wir eintraten, sah ich zum ersten Mal in meinem Leben zwölf Patienten in armseiligen und düsteren kleinen Zimmern, gezeichnet von zwei schweren Krankheiten - Lepra und Geisteskrankheit. Zurück im Studienhaus ging ich direkt in die Hauskapelle und kniete mich in die zweitletzte Bank auf der linken Seite, am Mittelgang. Ich weinte. Als meine Tränen langsam trockneten, hörte ich dieselbe Stimme meiner ersten und zweiten Berufung: „Luis, tue für die Leprakranken, was du tun kannst. Für den Rest Sorge ich, denn ich bin der Herr!“

China Leprosy Service

Diese Zusage von Gott berührt sehr konkret mein Ideal, Theorie mit Praxis zu verbinden. Mein Leben wird geprägt von diesem gnadenhaften Ereignis. Die Hilfe für die Leprakranken im Lesheng-Leprosarium wird mir zum Auftrag. Ich organisiere öffentliche Diskussionen zur Verbesserung ihrer Lebensqualität. Seit den späten 90er-Jahren gelingt mir die Ausweitung der Arbeit von Taiwan auf das Festland China, wo etwa 300 000 Leprakranke auf Hilfe warten.

Aloisius Gutheinz SJ



Casa Ricci Social Service

Im Oktober 2017 feiern die Jesuiten 30 Jahre Casa Ricci Social Service CRSS. Was Pater Luis Ruiz SJ als Lepraarbeit in China 1987 begonnen hatte, wurde in Zusammenarbeit mit Pater Luis Gutheinz SJ als Sozialzentrum zur Unterstützung von kranken und sozial benachteiligten Menschen in dreizehn chinesischen Provinzen, in Myanmar und Vietnam weitergeführt.

Auf einer Insel

Die Insel Da Jin (Taikam) vor der Küste der chinesischen Provinz Guangdong ist bis heute nur mit dem Schiff zu erreichen. 1986 erfährt Pater Luis Ruiz SJ von den 150 Leprakranken, die dort isoliert leben – ohne Elektrizität und ohne medizinische Versorgung. Ein Jahr darauf kommt der Jesuit auf die Insel und kümmert sich um die Menschen. Verstärkung holt er sich bei vier Schwestern der Kongregation Sisters of Charity. Sister Lissy beschreibt das Elend, das ihr auf Da Jin begegnete: „Ich sah verstümmelte Gliedmaßen, Menschen ohne Augen, ohne Nasen, ohne Ohren. Die Kranken hatten zwar ein Bett, mussten aber zum naheliegenden Fluss, um ein Bad zu nehmen.“ Hier packen Pater Ruiz und die vier Ordensschwestern gemeinsam an: Sie statten die Häuser mit Bädern und Toiletten aus, besorgen Stromgeneratoren und sorgen für regelmäßige Mahlzeiten. Das Leben der Erkrankten

bessert sich. Doch sie bleiben abgeschieden auf der Leprainsel. Das ändert sich erst, als die Lepra nachweislich geheilt werden kann. Die Bewohner dürfen zurück aufs Festland, wo sie in modernere Siedlungen umziehen können.

Lepra-Arbeit am Festland

Menschen, die von Lepra betroffen sind, leben oft in entlegenen Leprastationen. Das offizielle Personal für Hautkrankheiten hat Büros in den Bezirksstädten. Wenn es gut geht, kommt hin und wieder ein Arzt, um nach den Kranken zu sehen. Casa Ricci baut nach den Erfahrungen von Da Jin moderne Lepradörfer (Leprosarien) in ganz China sowie in Vietnam und Myanmar auf. Auch wenn Lepra heute heilbar ist, macht die Krankheit den Menschen Angst. Deshalb leben von Lepra betroffene Menschen auch heute oft noch in eigenen Dörfern. Trotz ihrer physischen Beeinträchtigungen versuchen sie, für ihren Lebensunterhalt

Fernando Azpiroz SJ,
Leiter des Casa Ricci
Social Service,
im Lepradorf (links).



HIV betroffene
Kinder in einem
Casa Ricci Zentrum
in der Provinz
Guangdong.

das eher dürre Land zu bebauen. Diese harte Arbeit wirkt sich negativ auf ihre Gesundheit aus. Dennoch bleibt Landwirtschaft ein Teil ihres Lebens. Die Beziehung zur Außenwelt ist in den meisten Fällen begrenzt auf die Kontakte mit der Station für Hautkrankheiten. Eine wichtige Arbeit besteht darin, die geistlichen Schwestern, die bei den Kranken leben und sie betreuen, zu begleiten. Ein Dienst, den Luis Gutheinz in den Leprastationen begonnen hat, und den Casa Ricci weiterführt: Schwestern und Freiwillige leben und arbeiten mit den von Lepra betroffenen Menschen und pflegen sie.

Menschenwürde

Pater Fernando Aspiroz SJ arbeitet seit 2005 für den CRSS. Unter seiner Leitung wurde 2013 der Geist der Casa Ricci Social Services ausformuliert: «Hoffnung geben inmitten der Hoffnungslosigkeit. Würde ermöglichen zusammen mit denen, die an den Rand gedrängt werden. Diskriminierung besiegen durch den Aufbau von Solidarität. »Heute sind unter dem Dach des CRSS insgesamt 50 Programme in 13 chinesischen Provinzen angesiedelt, darunter 64 Leprastationen und fünf Aidszentren



für Kinder und Erwachsene.

HIV Arbeit

Vor fünf Jahren begann CRSS die Zusammenarbeit mit öffentlichen Krankenhäusern für HIV-Patienten. Sr. Teresa Chang SC dient als Freiwillige im Red Ribbon Center in einem Krankenhaus in der Guangdong Provinz. „Wir sind für die Patienten da. Ich empfinde diesen Dienst keineswegs als heroischen Akt, vielmehr als eine Verwirklichung christlicher Liebe.“

Alltagsroutine

Der Alltag klingt eintönig: Anmeldung, Vorbereitung eines Besuches bei den Ärzten, Blutabnahme zur Untersuchung, Aufzeichnung der laufenden Behandlungen, Verteilung von Medizin. „Wir helfen auch beim Versand der Medikamente an Patienten, die nach Xiamen, Shenzhen etc. umgezogen sind.“ Neben administrativen Tätigkeiten werden die Patienten auch psychologisch betreut. „Die meisten Patienten wagen es nicht, den eigenen Familien, Freunden oder Kollegen ihre Situation mitzuteilen. Sie haben Angst vor Ächtung und dem Verlust der Freunde.“ Etwa 700 HIV-Patienten werden im Red Ribbon Center



betreut. Für lokale Patienten ist die Behandlung gratis, Patienten aus anderen Gebieten haben für Beratung und Tests einen finanziellen Beitrag zu leisten. CRSS unterstützt Patienten in finanziellen Nöten. Die längste Behandlung bisher dauerte 12 Jahre. Der Behandlungserfolg hängt sehr davon ab, wie genau die Anordnungen befolgt werden.

Freud und Leid

„Meine Freude hängt mit der Freude der Patienten zusammen: Sind sie glücklich, bin ich es auch. Wenn sie traurig sind, empfinde auch ich Traurigkeit. Wir bemühen uns, ihnen das richtige Verständnis für den Wert des Lebens und eine positive Einstellung zum Leben zu vermitteln.“ CRSS ermöglicht weiteres Training für die BetreuerInnen. „Wir brauchen neues Wissen auf dem heutigen Stand, damit wir dieses Wissen für das Wohl der Menschen einbringen können.“

Matteo Ricci Freiwilligen Programm

2010 gründeten die Jesuiten gemeinsam mit Jinde Charities ein Freiwilligenprogramm. Bisher haben 112 Freiwillige mitgemacht und waren in sieben Jahr-

gängen im Einsatz in Waisenheimen, Behinderteneinrichtungen, Altenheimen, Kindergärten, Jugendzentren und HIV- oder Lepra-Einrichtungen. Das Programm ist gedacht für junge Menschen zwischen 21 und 30 Jahren mit Mut zu einem sehr einfachen Leben. Die Kandidaten müssen zumindest einen Sekundarschulabschluss und ein Jahr Arbeitserfahrung haben. Ein Empfehlungsschreiben eines Priesters muss vorliegen und es braucht die Bereitschaft, an einem Vorbereitungsprogramm teilzunehmen. Die Einsatzdauer geht von einem halben bis zu einem ganzen Jahr.

„Liebe braucht Engagement, Liebe braucht Mut sie weiterzugeben.“ Wu Ziwen erzählt begeistert von seinem Einsatz in einer Behinderten Einrichtung in Biancun. „Hierher hat mich Gott geschickt. Fremde sind zu meinen Freunden geworden. Besonders für Dagang – sein Name bedeutet „Starker Stahl“ – bin ich zum großen Bruder geworden. Ich bin sein Lehrer, er mein Schüler, ich bin sein Bodyguard und er ist mein Boss.

Hans Tschiggerl SJ

Freiwillige legen ihr
ganzes Herz hinein.
Schwester im
Dienst von Lepra
betroffenen
Menschen.



Die Kirche in
China lebt.
Priesterweihe in der
Diözese Jing Xian.

Träumen von einer etablierten Kirche in China

Die Schaffung guter Beziehungen zwischen der Kirche und China ist immer noch ein Traum, vierhundert Jahre nachdem der Hl. Franz Xaver auf einer Insel vor dem Festland Chinas starb. Es ist auch ein Traum für Papst Franziskus, dem ersten Jesuiten-Papst. Hier ein Interview mit John Lee Hua SJ, dem aktuellen Jesuiten-provinzial von China.

Wie sehen Sie die aktuelle Situation der Kirche in China?

Die Katholiken Chinas glauben an die Verwirklichung ihres Traumes. Trotz der vielen Rückschläge in den letzten Jahren. Die diplomatischen Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und der Volksrepublik China werden wohl wieder herzustellen sein. Unser Hauptinteresse ist nicht die Auseinandersetzung, ob die Kirche oder die chinesische Regierung das letzte Wort bei der Ernennung der Bischöfe haben sollte.

Wofür stehen die Jesuiten?

Wir versuchen Freunde zu finden und ihnen zu dienen, so wie Matteo Ricci. Die chinesische Provinz erstreckt sich auf Festland China, Hong Kong, Macao und Taiwan. Von den 170 Jesuiten arbeitet die größte Gruppe in Taiwan. Die Lehre ist ihre Haupttätigkeit. Wir arbeiten aber auch als Seelsorger und in sozialen Projekten zur Unterstützung der Armen.

Die Hälfte der Jesuiten sind Chinesen, die andere Hälfte sind Ausländer aus 30 verschiedenen Ländern.

Ist Ihre Arbeit stark eingeschränkt?

Wie alle religiösen Orden in der Region sind wir Jesuiten vorsichtig, um unseren Dienst den Regierungsrichtlinien anzupassen. Wir geben Stipendien, um armen Kindern in ländlichen Gebieten Schulbildung zu ermöglichen. Wir unterstützen auch Leprakranke. Das Ziel ist, die Kluft zwischen reichen und armen, gebildeten und ungebildeten Stadt- und Landbewohnern zu verringern. Versöhnung ist für uns eine sehr wichtige Sache. Spannungen in der Zivilgesellschaft züchten Ärger und Groll. Ich glaube, die Regierung ist sich dessen bewusst.

Was bedeutet Sozialarbeit für die Jesuiten?

Der Ansatz der Jesuiten geht tiefer, indem er den Dialog mit verschiedenen Parteien

eingeht. Wir versuchen, Chancen für Menschen zu schaffen. Wenn wir den Armen helfen, versuchen wir, alle Parteien zusammenzubringen: Regierungsbeamte, Sozialarbeiter, arme Leute und die Jesuiten. Wir alle kommen zusammen, um die Situation zu betrachten: Was muss getan werden und wie wollen wir es erreichen? Durch diese Art von Dialog verstehen alle Parteien allmählich die jeweils andere Seite besser.

Was bedeutet China Mission für die Jesuiten?

Wir folgen damit den Spuren der großen Jesuitenmissionare, Franz Xaver (1506 – 1552) und Matteo Ricci (1552-1610). Ricci arbeitete in der Tradition von Franz Xaver. Beide gingen von den positiven Aspekten anderer Kulturen aus. So viele Jesuiten haben uns durch ihre Misserfolge aber auch durch ihre Weisheit und ihre Erfahrungen eine Menge gelehrt. Viele fremde Jesuiten gingen nach China. Ihr Traum war, Gott dem chinesischen Volk zu übergeben aber schließlich entdeckten sie, dass Gott schon dort war. Also mussten sie Gott nur durch die chinesische Kultur erleben.

Hat die östliche Weisheit auch im Westen Gültigkeit?

Wir chinesischen Jesuiten glauben, dass chinesische Kultur, Philosophie und Weisheit die ganze Kirche bereichern können. Vielleicht ist unsere Weisheit: „Es geht nicht darum, eine riesige Kirche zu bauen und zu sagen: Wir sind stark.“

Elena Curti

John Lee ist 1966 geboren und kommt aus einer Familie in Taiwan, die bereits in der dritten Generation katholisch ist. Er entdeckte die Jesuiten und die ignatianische Spiritualität an der Universität. Nach dem Militärdienst entschloss er sich, bei den Jesuiten einzutreten.

Innerhalb der Gesellschaft Jesu leitete er drei Jahre lang die Ausbildung der Novizen auf den Philippinen, bevor er sechs Jahre lang die Arbeit der chinesischen Provinz in Festlandchina koordinierte. Seit 2012 ist er Provinzial der Jesuitenprovinz China.





EAPI Gebäude im Ateneo de Manila. Peter Pojol SJ der neue Direktor des EAPI.

Eine spirituelle Tankstelle

Das „East Asian Pastoral Institute“ (EAPI) in Manila ist eines der wichtigsten Zentren der Ausbildung von pastoralen Mitarbeitern in Asien und Ozeanien. Die Ursprünge liegen in einem Katechetischen Zentrum, gegründet vom österreichischen Jesuiten Johannes Hofinger SJ. Seit über 50 Jahren studieren hier Ordensleute, Priester und Laien gemeinsam.

Sie kommen von den Philippinen und aus Pakistan, aus Malaysia, China, Vietnam und Australien sowie vielen weiteren Ländern an den Küsten des Pazifiks, aber auch aus Kenia und Tansania. So verschieden die Frauen und Männer sind, haben sie doch etwas gemeinsam: Sie besuchen das „East Asian Pastoral Institute“ (EAPI) in Manila. Seit über 50 Jahren bietet der Jesuitenorden hier pastorale Ausbildungskurse an. Der erste Jahrgang startete 1966 mit 32 Priestern, Schwestern und Laien aus Asien, dem pazifischen Raum, Amerika und Europa. Mittlerweile nehmen jedes Jahr rund 200 Frauen und Männer das Kursangebot des EAPI an. Es ist eine bunte Gemeinschaft. Das ist so gewollt. In der Selbstdarstellung des Instituts heißt es gleich im ersten Satz: „Wir sind eine multikulturelle katholische Gemeinschaft, die eine neue Weise des Kirche-Seins in einer Region bezeugt, die von unterschiedlichen Kulturen, religiösen Traditionen, weit verbreiteter Armut und schnellem sozialem Wandel gekennzeichnet ist.“

Raum für andere Kulturen

Die Wurzeln des EAPI reichen ins Jahr 1949 zurück, als der Jesuitenorden aus China vertrieben wurde und einige seiner Mitglieder in Manila Zuflucht fanden. 1953 gründeten die Jesuiten um den Österreicher Johannes B. Hofinger SJ ein Institut für „missionarische Apologetik“ um Missionare auszubilden. 1961 wurde es in EAPI umbenannt, 1966 öffnete man das Ostasiatische Pastoralinstitut auch für andere Studenten. In den Jahrzehnten seines Bestehens hat es sich zu einem angesehenen Kompetenzzentrum in Sachen Pastoraltheologie entwickelt. Das EAPI fühlt sich dem Reformgeist und der Aufbruchsstimmung des Zweiten Vatikanums verpflichtet. „Das EAPI ist heute genauso wichtig, weil es Menschen von außerhalb Asiens anzieht, die die asiatische Kirche, die Kultur und ihre Spiritualitäten erfahren wollen“, erklärt der Direktor des EAPI. Es bietet pastoralen Mitarbeitern zudem Raum für Hilfe, für die Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie und für das Kennenlernen anderer Kulturen.

Sehnsucht nach Religionsfreiheit

Viele Studenten und Studentinnen kommen aus Ländern, in denen Religionsfreiheit keine Selbstverständlichkeit ist. Da heißt es, den schmalen Weg zwischen Verkündigung und Verfolgung zu finden. Andere arbeiten in Regionen, in denen das Christentum Minderheitenstatus hat. Deshalb müssen sie mit anderen Religionsgemeinschaften in guter Nachbarschaft leben. Ein Priester aus Pakistan etwa, der gerade am EAPI studiert, steht im regelmäßigen Dialog zu führenden Muslimen, um sich ihrer Solidarität für seine Gemeinde zu versichern. Trotzdem muss er in seinen Predigten und auch in ganz normalen Alltagsgesprächen seine Worte immer gut wählen, damit weder ihm noch seiner Gemeinde Verunglimpfung des Islam angelastet werden kann. Mit politischen Äußerungen muss er sich erst recht sehr zurückhalten. Die pastorale Arbeit unter diesen Bedingungen kostet viel Kraft. Die Mitarbeiter brauchen eine spirituelle Tankstelle, um weitermachen zu können.

Auftanken statt ausbrennen

Das EAPI hat neben einem Master-Studiengang seit kurzem auch verschiedene Angebote für eine Sabbatzeit im Programm. Neben der sechsmonatigen „Sabbatical Leadership Experience“ gibt es eine viermonatige „Sabbatical Pilgrimage Experience“, die geistliche Begleitung umfasst und sich auf Fragen der Psychologie und der Spiritualität konzentriert. „Bei den Sabbat-Programmen haben wir in diesem Jahr bei den Teilnehmern einen Zuwachs von 50 Prozent verzeichnen können“, freut sich der Direktor. „Gerade Asiaten merken oft gar nicht, dass sie eine Pause brauchen, um in Begleitung durch qualifizierte Personen über ihr Leben nach-

zudenken.“ Das EAPI vermittelt in seinen verschiedenen Kursangeboten viel Fachwissen und knüpft an Praxiserfahrungen an. So geht etwa das sechsmonatige Programm „Pastoral Leadership and Management for Mission“ zunächst auf die persönlichen Voraussetzungen zur Leitung einer pastoralen Einheit ein, in den letzten beiden Modulen auf Management-Fragen. Ein Update-Programm wendet sich an pastorale Praktiker, die sich auf den neuesten Stand bringen lassen wollen.

Stipendien helfen

„Bischöfe und Ordensobere haben verstanden, dass wir nur dann effektiv auf die Veränderungen unserer Zeit reagieren können, wenn wir über Fähigkeiten und Wissen zum Thema Führung verfügen“, ergänzt der Direktor des EAPI. Allerdings kostet ein EAPI-Studium Geld. 90 Prozent der Studierenden brauchen Stipendien. „Ich bin allen Spendern aus Europa sehr dankbar.“

Gabriele Riffert

Johannes
Hofinger SJ brach
1937 nach China
auf und gründete
später das Kate-
chetische Institut in
Manila (East Asian
Pastoral Institute).

Johannes Hofinger, mit
Schwägerin und Neffen
1937.





Elijah, Ruth Zenkert und die Roma

„Für uns ist Sozialarbeit kein hingebendes Opfer, sondern eine Herausforderung“, beschreibt die Frau mit dem praktischen Kurzhaarschnitt ihre Arbeit. Ruth Zenkert besucht mit Maria Harmer ihre Kinder im Elijah-Projekt.

Es ist eines der alten Bauernhäuser an der unasphaltierten Straße in Hosman, das Haus von Angela und ihrer Mutter. Neugierige kleine Köpfe strecken sich durch den leicht geöffneten Bretterverschlag, der als Zaun dient, im Grasstreifen vor dem Eingang liegt eine benützte Windel. Im Hof hat sich der Lehm an einigen feuchten Stellen in zähen Matsch verwandelt, die kleineren Kinder spielen halbnackt darin.

Angela ist 16 und hat 4 Kinder. Sie ist von ihrem gewalttätigen Ehemann weg und ins Haus ihrer Mutter gezogen, wo auch ihre kleineren Geschwister wohnen, erklärt Ruth Zenkert.

Die Kinder drängen uns ins Innere des kleinen Häuschens. Im größeren Raum stehen als einzige Möbelstücke zwei Betten und ein winziger verdreckter Herd. Auf einem Bett liegt auf schmutziger Wäsche ein Kleinkind, auf dem Herd stehen zwei alte Emailtöpfe. Sonst sind die Räume leer.

„Wie sollen die Kinder hier Hausauf-

gaben machen? Wo werden ihre Dokumente aufgehoben und was bekommen sie täglich zu essen?“, fragt die diplomierte Religionspädagogin und langjährige Sozialarbeiterin mehr rhetorisch.

Schulpflicht sei so theoretisch wie Familienbeihilfe, erklärt sie dann und dass staatliche Dokumente in den meisten Haushalten verloren gehen. Sich um Kopien zu bemühen sei eine wichtige Aufgabe.

„Wir gehen dorthin, wo die Not am größten ist.“ Dieses Wort des Heiligen Ignatius von Loyola hat Ruth Zenkert zusammen mit dem Jesuitenpater Georg Sporschill 2012 nach Siebenbürgen in Rumänien zur Volksgruppe der Roma geführt.

In Rumänien ist der Anteil der Roma an der Gesamtbevölkerung relativ hoch. Ihre Geschichte ist geprägt von Zwangsansiedlung und Zwangsassimilation, von Vertreibung bis zur systematischen Ermordung während der NS-Zeit. Bis heute, so erzählt die aus Baden-Württem-



Rumänien

berg stammende Sozialarbeiterin, werden die Roma diskriminiert. Langfristiges Planen und unternehmerisches Handeln wurde untergraben, stellt Zenkert fest: „Sie haben nie gelernt, Vorräte anzulegen. Wenn heute zum Beispiel ein Tagelöhner das Fleisch eines Zicklein geschenkt bekommt, dann macht er noch am Abend ein großes Fest und lädt alle dazu ein. Wo sollte er das Fleisch denn auch aufbewahren, wenn er in seiner Hütte keinen Strom und daher auch keinen Kühlschrank hat?“

Ruth Zenkert und Georg Sporschill möchten den Roma eine Perspektive aufzeigen. Im Rahmen ihres Projektes „Elijah“ - benannt nach dem biblischen Propheten - haben sie Sozialzentren aufgebaut, in denen die Kinder Hausaufgaben machen können und eine warme Mahlzeit bekommen, Lehrwerkstätten für Jugendliche, Frauenprojekte, Brunnenhäuser und das Bildungshaus „Stella Matutina“.

„Eine der wichtigsten Einrichtungen sind unsere Musikschulen“, ergänzt sie, die selbst mit Begeisterung - wieder - begonnen hat, Saxophon zu spielen. „Regelmäßige Musikstunden strukturieren die Woche, der Unterricht stärkt das Selbstbewusstsein und die Teamfähigkeit.“ Ein

spezielles Anliegen ist, rumänische und Romakinder gemeinsam musizieren zu lassen, und die Eltern, zwischen denen in den Ortschaften oft Spannungen und Vorurteile herrschen, bei den Aufführungen zusammenzubringen.

Vor genau 25 Jahren, Ende 1991, begannen Pater Georg Sporschill und Ruth Zenkert in Bukarest Straßenkindern Nahrung, Kleidung, ein Dach über dem Kopf – und Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu geben. Im Lauf der Jahre weiteten sie ihr Engagement im Rahmen von „CONCORDIA Sozialprojekte“ auch auf Bulgarien und die Republik Moldau aus.

Vor vier Jahren war dann der Neubeginn im rumänischen Siebenbürgen. Dass auch ehemalige Bukarester Straßenkinder unter den Mitarbeitern, Streetworkern und Lehrern von „Elijah“ sind, macht Ruth Zenkert besonders stolz. Einer von ihnen ist Florin, den alle nur „Beatbox“ nennen. Er - den seine Eltern fast zum Krüppel geprügelt haben - war eines der Straßenkinder von Bukarest, die Zenkert in den 1990er-Jahren von der Straße geholt hat.

Maria Harmer

Auszug aus dem Artikel in „Welt der Frau“

Arbeiten im Lehr-
garten und in der
Weberei.



Begegnungen in
den JRS Schulen in
der Bekaa Ebene.



Grenzerfahrungen im Libanon

Der Vielvölkerstaat Libanon steht in seiner wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und religiösen Lage, nicht zuletzt mit all den Herausforderungen als Flüchtlingsaufnahmeland, am Rand einer Zerreißprobe. Mit dem Flüchtlingsdienst der Jesuiten JRS helfen wir syrischen Flüchtlingen in ihrem Nachbar- und Gastland die schwierigste Zeit ihres Lebens zu meistern.

Verzweiflung und
Hoffnung vor und
in den Zelten.

Amal weint. Seit fünf Jahren ist sie mit ihren vier Kindern hier im Libanon. Ich besuche sie mit Fahdi, dem Projektleiter des JRS, in ihrem Zelt in Bareilias in der Bekaa Ebene. An die 70 Zelte stehen in diesem Lager. Insgesamt leben um die 800.000 Flüchtlinge allein in der Bekaa Ebene. Die Zelte sind mit einem Diesellofen für den Winter ausgestattet und innen mit einer Folie verkleidet, die im Winter die Kälte und im Sommer die Hitze abhält. „Meine drei Söhne sind zu-

ckerkrank, mein Mann leidet an einem Bandscheibenvorfall. Ich kann mir keine Medikamente mehr leisten.“ Hilflos sitzen wir angesichts von so viel Elend der weinenden Frau gegenüber.

Fahdi hört zu

Fragen bleiben uns im Hals stecken. Später erklärt Fahdi: „Ich bin oft in den Zelten und höre einfach zu, was die Menschen erzählen. Es ist schwer zu verkraften und Hilfe ist oft gar nicht möglich.“ Wir spüren den Impuls, ihm Geld für die Medikation der drei Kinder zu geben. Angesichts der Vielzahl ähnlicher Schicksale allein in diesem Lager entsteht die Idee eine Medikamenten-Initiative zu starten. Dann kommt die hilflose Frage: „Möchten Sie wieder nach Syrien zurückkehren.“ Ein Ausbruch von Tränen. Die Frau kann nur stockend reden. Im Gespräch mit Fahdi wird klar: Die Menschen spüren immer mehr diese drängende Anteilnahme, die eigentlich fragt: Wann geht ihr endlich wieder





nach Hause. Für die meisten gibt es kein Zuhause mehr. Sie sind vertrieben, unerwünscht im Dorf oder im Stadtviertel. Der Krieg ist mit Panzern und Bomben und Raketen über ihr Dorf, ihr Haus, ihre Wohnung gefahren. Da ist nichts mehr, wohin man gehen könnte. Beklemmend ausweglos stellt sich die Situation für uns dar.

Gastfreundschaft

Seit dem Ausbruch des Krieges in Syrien sind ca. 2 Millionen Flüchtlinge aus Syrien nach Libanon gekommen. Die nachbarschaftlichen Beziehungen haben eine beeindruckende Gastfreundschaft in dem kleinen Land ermöglicht. Nach Beendigung des Krieges zwischen Syrien und Libanon, in dem syrische Soldaten lange Zeit als Besatzungsmacht im Libanon hausten, waren die Syrer bald wieder als Gastarbeiter, Verwandte und Freunde willkommen. Doch nach sechs Jahren Flucht von Syrien in den Libanon steht das Land, das mit ca. 10.000 km² kleiner als Tirol ist und nur wenig über 4 Millionen Einwohner zählt, langsam vor dem Ruin. Mit vielen Libanesen ist auch Fahdi klar: „Wir haben nicht so viele Arbeitsplätze im Libanon. Gerade den einfachen Arbeitnehmern, den Erntearbeitern und den Bauarbeitern, nehmen die Flüchtlinge die Einkommensquelle weg.“ Wasser, Elektrizität, Wohnraum, ja sogar

Anbauflächen in der Bekaa Ebene, alles wird zum Problem für die libanesische Wirtschaft.

Hausbesuche

Der JRS im Libanon setzt bei den Schwächsten an. In Jbeil, in Beirut, in der Bekaa Ebene, in Barelías sowie in Baalbek gibt es sogenannte Besuchsgruppen, die Familien in den Zelten oder in den angemieteten Zimmern in den Städten besuchen. „Diese Besuche in den Familien sind das Rückgrat unserer Arbeit. In den Nachbarschaften weiß man ganz genau, wo und wie viele neu dazugekommen sind.“ In den Zeltlagern sammeln sich Bekannte und Verwandte aus den früheren gemeinsamen Dörfern. Im persönlichen Gespräch wird herausgefunden, wo der Schuh am meisten drückt: Erste Nothilfe, Essen, Haushaltsmittel, Schulbildung für die Kinder, Alphabetisierung und Programme für die Frauen. Die Zeit auf der Flucht soll nicht zur verlorenen Zeit werden.

Schulen

Auch das Schulsystem ist nicht ausgelegt auf 400.000 zusätzliche schulpflichtige Kinder. Die Regierung wollte, dass alle syrischen Kinder in staatliche Schulen gehen. Das ist weder strukturell noch von den Lehrern her machbar. Die Flüchtlinge sind zu über 70% Frauen und

Kinder aus Raqqa sind seit 2014 mit ihren Familien in Bourj Hammoud Beirut unterge-schlupft (links).

Eine Schuljause in der JRS Schule in Bar Elias (rechts).



Unterricht für die Kleinsten im Frans van der Lugt Zentrum in Bourj Hammoud (links).

Mit Schulbussen in den heiss ersehnten Unterricht (rechts).



Kinder. Ein großer Teil der Frauen sind Analphabetinnen. Die Kinder sind zum größten Teil nicht fähig sofort dem Unterricht in französischer oder englischer Sprache in den libanesischen Schulen zu folgen. Der Flüchtlingsdienst der Jesuiten setzt bei den Schwächsten in dieser gespannten Situation an. Wir besuchen einige der neun Schulen, die der JRS im Libanon betreibt. Über 3.000 Kinder können in einfachen, aber sehr gepflegten Schulen entweder die Vorbereitungsklassen oder die 1. bis 6. Schulstufe absolvieren. Es ist herzerreißend zu sehen, mit welcher Freude die Kinder hier Englisch, Französisch, Arabisch, Mathematik lernen. Die Lehrer sind gut ausgewählt und werden ständig pädagogisch weitergebildet.

Berufsbildende Kurse für Frauen.

Psychologische Betreuung

Jede Schule bietet sozialpsychologische



Begleitung an. „Es gibt kaum ein Kind, das nicht Gewalt an sich selbst, den Geschwistern, Eltern oder den Freunden erfahren hat. Zu den Kriegstraumata kommen häusliche Gewalt und eine Spannung durch die Fluchtsituation, die kaum vorstellbar ist: Bis zu zwölf Personen einer Großfamilie leben auf engstem Raum zusammen. Die Straßen sind Orte der ständigen Gefahr. Die Gesprächsthemen in den Familien handeln von Gewalt: Krieg, Verlust der Heimat, Tod von Verwandten. Die Schulklasse und der Schulhof werden zu Zeiten und Orten des kreativen Lernens. Hier leben die Herzen und der Geist auf. Hier steht die Zukunft der Kinder im Mittelpunkt.

Sozialzentren für Frauen

Angeschlossen an die Schulen in Bourj Hammoud in Beirut und in Barelías in der Bekaa Ebene sind Sozialzentren für Frauen. „Wir sind hier im Libanon nicht mehr erwünscht“: Die Frauen reden sehr offen. An die 170 Frauen finden in diesen Zentren einen Raum, um den spannungsreichen Alltag, der vom Überlebenskampf geprägt ist, zu reflektieren. „Miteinander zu reden ist schon eine große Hilfe!“ Viele lernen hier erst arabisch zu lesen und zu schreiben. Einige lernen Englisch. Nähkurse, Friseurkurse, Computerkurse sind nicht nur Zeitvertreib sondern rüsten die Frauen aus für ein Leben in größerer Würde.

Hans Tschiggerl SJ



Special Education unter Palmen

Ausflug zum
Königlichen Palast
in Phnom Penh.

Wer Banteay Prieb betritt, wird unwillkürlich an ein Paradies erinnert. Den Blick der BesucherInnen nimmt ein Ensemble aus 12 Holzhäusern in typisch kambodschanischem Stil ein, das einen großen Platz mit einem Volleyball- und einem Boccciafeld, einem Pavillion und einem Aufenthaltsraum säumt.

An die 120 SchülerInnen zwischen 18 und 40 Jahren finden hier für ein bis zwei Jahre ein Zuhause. Rund 23 km von Phnom Penh entfernt schuf ein Team des Jesuit Refugee Service (JRS) Anfang der 1990er-Jahre aus einem ehemaligen Armeelager mit Gefängnis und Hinrichtungsstätte ein Ausbildungs- und Beschäftigungszentrum für körperbehinderte Erwachsene. Hier wurde physisch und psychisch verwundeten Männern aller militärischen Fraktionen ein Ort zum Lernen, Arbeiten und Zusammenleben geboten. Man pflanzte Kokospalmen, setzte Blumen, legte Teiche und Plätze zum Entspannen und Beisammensein an, integrierte einen Bauernhof mit Schweine-, Rinder- und Hühnerhaltung sowie eine Zentrale für dörfliche Entwicklung. Der Name Banteay Prieb, "Zentrum der Taube", wurde beibehalten. Er fungiert als Sinnbild des Wandels: Vom Angelpunkt für Botentauben während des Bürgerkriegs zum Sammelbecken für Aktivitäten, die

auf Frieden, Versöhnung und Zukunft ausgerichtet sind.

Der Einsatz hat sich gelohnt

1993 starteten die ersten Werkstätten in Banteay Prieb. Angestellte der Rollstuhlherstellung kreierten mit dem „Mekong Wheelchair“ ein einzigartiges, an die Gegebenheiten des Landes und die Bedürfnisse seiner Bewohner angepasstes Modell und lieferten seine Exemplare bis dato tausendfach an Kunden in sämtliche Provinzen Kambodschas. 1997 hieß man erstmals Studentinnen willkommen und ergänzte das durchwegs einjährige Berufsbildungsprogramm um einen Näh- und einen Webzweig, dem kürzlich eine halbjährige Hairstyle- und Kosmetik-Klasse folgte.

Outreach Team

Seit 17 Jahren unterstützt und begleitet ein eigenes Outreach-Team die AbsolventInnen bei der Planung selbständiger Vorhaben oder bei der Arbeitssuche und



Miteinander Beet-
reihen anlegen
(links).
Die jungen Pflanzen
gießen (rechts).

hilft den ehemaligen Schützlingen zudem im Falle tiefsitzender Familienkonflikte. Die psychosoziale Betreuung der Studierenden erfolgt durch Haus- und GemeinschaftslehrerInnen. Sie teilen Alltag, Freizeit, Ängste und Sorgen mit den häufig recht jungen Frauen und Männern, welche erstmals auf sich gestellt Erfahrungen sammeln und die Weichen für ihren künftigen Lebensweg stellen. Das von den Studierenden Schritt für Schritt erreichte Selbstvertrauen und Gefühl von Unabhängigkeit und Zugehörigkeit spiegeln sich in der Zusammensetzung der Belegschaft wider: alle Lehrenden und in der Administration Tätigen sind KambodschanerInnen, 90% davon ehemalige SchülerInnen.

Meilenstein der Gleichberechtigung

Im Mai 2015 begann schließlich ein völlig neues Kapitel in der Zentrumschronik, denn das Schultor tut sich jetzt erstmals auch für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung auf, die in Kambodscha eine benachteiligte, gemeinhin missverstandene Personengruppe bilden. Das zweijährige sonderpädagogische Ausbildungsprogramm ist ein landesweites Pilotprojekt und mag als Markstein auf dem langen Weg zur Gleichberechtigung aller MitbürgerInnen mit Behinderung gelten.

Schule bedeutet Leben

Das wissen die Menschen, mit denen ich gearbeitet habe nur zu gut. Als ich mich als Volontärin dem brandneuen Team der "Special Education" beigesellte, fand ich eine sehr erfahrene und humorvolle, hochmotivierte Kollegenschaft vor. Obwohl ich angesichts meiner mangelhaften Khmer-Kenntnisse oft nur sehr wenig von dem verstand, was die SchülerInnen mir mitteilen wollten, stellte ich mit Freude und Erleichterung fest, dass man bisweilen auch ohne viele Worte gemeinsam Spaß haben kann. Über Sprechversuche lässt sich mitunter wunderbar lachen. Die zeitweilige Begeisterung





und Ausgelassenheit der StudentInnen, ihr Stolz über Erreichtes und das Wohlbefinden, das sie ausstrahlten, wenn sie die Klassenräume betraten und manchmal erst nach expliziter Aufforderung am späten Nachmittag verließen, sprechen für sich und zeugen davon, wieviel ihnen der Besuch der Schule, der Kontakt zu den Lehrpersonen und der Aufenthalt in Banteay Prieb bedeuten.

Dankbar

Als sich einmal eine Mutter bei mir dafür bedankte, dass ich mich „um ihren Sohn kümmere“, hätte ich auch mit hinreichendem Sprachwissen nicht gewusst, was ich ihr erwidern soll, denn ich empfinde das Beisammensein mit den SchülerInnen als großen Gewinn. Ich konnte beobachten, wie sie sich behaupteten und an Selbstbewusstsein und Zusammengehörigkeitsgefühl gewannen. An das gemeinsame Waschen mit beiden Händen, Bürste und kaltem Wasser werde ich mich ebenso erinnern wie an das Bimmeln des Kundenglöckchens am Fenster des Cafés, von dem sich die stille, kluge Channa selbst bei Hochbetrieb nicht aus der Ruhe bringen ließ; den Moment, in dem Solita ihre Liebe zur Papierschere entdeckte; und an den noch schüchternen Geschäftseifer der Landwirtschaftsgruppe

beim Verkauf ihres frisch geernteten Wasserspinats an HauslehrerInnen und Angestellte.

Wertschätzung

Besondere Wertschätzung wurde den StudentInnen der „Special Education“ dann an Banteay Prieb's traditionellen Festtagen zuteil, dem „Homecoming Day“, an dem Absolventen vergangener Jahre über ihr derzeitiges Berufsleben berichteten, und dem „Graduation Day“, mit dem ein Großteil der SchülerInnen nach feierlicher Überreichung eines Abschlusszertifikates ihren Aufenthalt im Schulzentrum beenden. Zum einen konnten sie sich, sofern sie das wollten, vor allen Anwesenden persönlich vorstellen, zum anderen bestiegen sie wiederholt die abendliche Bühne, gaben unter lautstarkem Jubel allerlei Lieder zum Besten und führten außerdem ein einstudiertes Tanzpotpourri auf. Vielleicht hat der „Vogelrtanz“ damit endgültig die Weiten Kambodschas erreicht. An den Wettkämpfen und Spielen am Nachmittag beteiligten sich alle Studierenden, sei es als Mitstreiter, sei es als Zuschauer. Nie zuvor sah ich einen Rollstuhl schneller vorbeiflitzen.

Carmen Frank

Die Früchte
genießen – mit-
einander kochen.



Unsichtbar am Rand der Welt

Teresa Engelhart macht ihren Einsatz mit Jesuit Volunteers im Süden von Indien in Kuppayanallur. Sie arbeitet dort in der „Loyola Higher Secondary School“ als Lehrerrassistenz und verbringt außerhalb des Unterrichts viel Zeit mit den Kindern im Hostel. Sie ist ihnen mittlerweile eine wichtige Ansprechpartnerin und Freundin geworden. Die Menschen in Kuppayanallur gehören in Indien zu den sogenannten „Kastenlosen“. Was das für die Menschen bedeutet, versucht Teresa durch Begegnungen, Beobachtungen und mit viel Liebe zu verstehen.

Was bist du wert?

Als Österreicherin durch Kuppayanallur zu schlendern hieß für mich anfangs, viele Fragen zu beantworten. Woher ich käme, wer meine Eltern seien, was ich hier mache. Es hieß, bestürzt zu sein über Armut, Arbeits- und Perspektivlosigkeit. Ich staunte über das Leben der Menschen und wie sie die wenigen, verfügbaren Möglichkeiten nutzen, um über die Runden zu kommen. Ich versuchte, zu verstehen.

Als Österreicherin durch Kuppayanallur zu schlendern heißt sieben Monate später, Freunden zu begegnen, ihren Worten zu lauschen, gemeinsam zu lachen und „Chai“ zu trinken. Es schließt ein, von Zuhause zu erzählen, von Österreich und sich auszutauschen; kurzum,

sich auf gleicher Ebene zu begegnen, sich auf gleicher Höhe in die Augen sehen; ohne Schubladen und Kasten.

Aus den Augen, aus dem Sinn

Auch wir denken bekanntlich in Schubladen. Sobald wir Menschen begegnen, versuchen wir, sie einzuordnen um zu wissen, mit wem wir es zu tun haben. Doch was passiert, wenn die Schublade zur Kaste wird und die Kaste dein gesamtes Leben prädestiniert? Sie entscheidet über deinen Marktwert; wie du lebst; wem du in die Augen schauen darfst und wem nicht.

In vielen indischen Augen sind die Menschen in dem Dorf Kuppayanallur wertlos. Sie zählen zu den Dalits, auch „Untouchables“ oder Kastenlose



genannt, und werden nach wie vor von „high caste people“ unterdrückt und wortwörtlich an den Rand der indischen Bevölkerung gedrängt. Dalits sind dazu verurteilt, immer etwas abseits der anderen zu leben, dort, wo man sie nicht sieht; dort, wo sie nicht stören und wo sie in Ruhe arm sein können; ganz nach dem allorts bekannten Sprichwort „Aus den Augen, aus dem Sinn“. Kurzum geht es um Geld und um Macht, denn Kastenlose erledigen niedrige, schlecht entlohnte Arbeiten. Was bleibt, sind Gefühle wie Wertlosigkeit. Wie soll es auch anders sein, wenn man von Geburt an als Dalit beschildert durchs Leben läuft, ohne Chance, dieses Schild jemals abzulegen. Permanent bekommt man von anderen zu spüren, wer man ist und wo man auf der indischen Gesellschaftsleiter residiert.

Freiheit in einem anderen Licht

Eigentlich ist das Kastensystem seit der indischen Unabhängigkeit 1947 per Gesetz abgeschafft, trotzdem ist diese Jahrhunderte alte Gesellschaftsordnung nach wie vor in vielen Köpfen der Inneren eingebrannt. In Europa leben wir in einer Klassengesellschaft, teilen ein in Arm und Reich, stecken Herkunft,

Berufe und Kontostände in Schubladen. Der brennende Unterschied zwischen Schubladen und Kasten besteht darin: Erstere kann man bestenfalls schließen, letztere nicht. Von wegen „Vom Tellerwäscher zum Millionär“: Bist du Tellerwäscher, bleibst du Tellerwäscher. Freiheit rückt in ein ganz anderes Licht.

Wir sind alle wertvoll

Wenn ich jetzt nach sieben Monaten mit Vinci, Raji und Nitish gemeinsam Reis mit Händen esse und wir indisch mit dem Kopf wackeln, mögen wir vielleicht auf den ersten Blick aus unterschiedlichen Kulturen kommen, aufgrund unterschiedlicher Hautfarbe, Sprache, Gewohnheiten. Auf einer tieferen Ebene ist jedoch Schluss mit Schubladen und übrig bleiben Menschen mit Namen, Menschen mit Sorgen, Wünschen und Träumen. Menschen, die essen, lachen und weinen wie du und ich. Alle teilen wir das gleiche Recht auf Respekt und auf ein Leben in Würde. Alle sind wir wertvoll. Schließen wir die Schubladen. Begegnen wir uns. Hören wir zu. Versuchen wir zu verstehen.

Teresa Engelhart

Gemeinsam
unterwegs.

Zukunft schenken

Eine Testamentsspende schafft bleibende Werte

Ein Herzensanliegen

Anderen Menschen zu helfen, macht die Welt ein bisschen besser. Immer mehr Menschen, die ihren Nachlass regeln, bedenken dabei neben Verwandten und Freunden ganz bewusst gemeinnützige Organisationen und kirchliche Hilfswerke. Mit einer Testamentsspende helfen sie Menschen, die Unterstützung besonders brauchen.

Ein Geschenk, das Zukunft stiftet

Die Jesuitenmission in Ihrem Testament zu berücksichtigen, ist eine wertvolle Möglichkeit uns dauerhaft zu unterstützen. Ihr Testament wird zu einer Investition in die Zukunft kommender Generationen.

Nachhaltig helfen

Seit über 450 Jahren leisten wir Jesuiten auf der ganzen Welt wertvolle Dienste für Millionen von Menschen. Die Jesuitenmission begleitet Menschen in Asien, Afrika, Lateinamerika und Europa, die besondere Hilfe brauchen. Die Ausbildung der Kinder und Jugendlichen liegt uns besonders am Herzen: in Flüchtlingslagern im Libanon, in Fey Alegria Schulen in Lateinamerika und Afrika, durch Mikrokredite für Kleinbauern in Myanmar, Kambodscha und Vietnam. Wir fördern die Aktivitäten der Kirche in China. Damit wir Jesuiten und unsere MitarbeiterInnen diese Arbeit in den kommenden Jahren fortsetzen können, brauchen wir Ihre Hilfe.

So kann Ihr Geschenk helfen

Ein Geschenk an die Jesuitenmission von nur einem 1% in ihrem Testament kann eine große Auswirkung auf unsere Arbeit weltweit haben. Einige Beispiele:

- Mit 1.000 € fördern wir die Ausbildung eines Priesters in China.
- Mit 5.000 € ermöglichen wir eine Brunnenbohrung in Kambodscha oder Vietnam.
- Mit 25.000 € unterstützen wir in China oder Afrika ein Haus für Kinder, die von HIV/Aids betroffen sind.

In Ihrem Sinne

Mit einem Testament möchten Sie alles in Ihrem Sinne geregelt wissen.

- Sie bedenken Ihre Familienangehörige und Freunde.
- Sie treffen Vorsorge für Grabpflege und Messintentionen.
- Sie unterstützen durch eine Erbschaft oder ein Vermächtnis Anliegen, die Ihnen schon zu Lebzeiten wichtig sind, z.B. Hilfsprojekte der Jesuitenmission.

Als Ansprechpartner zum Thema Testament und Vermächtnis bin ich gerne für Sie da:

Hans Tschiggerl SJ
tschiggerl@jesuitenmission.at
0676/9436799



Unsere Spendenbitte für China

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Für die Kirche in China kann man nur beten.“ Und wir können mehr tun. Aus vielen Besuchen und Begegnungen kenne ich die Aufbruchsstimmung im Land. Bei allen Einschränkungen: Mit Casa Ricci Social Services sind wir Jesuiten gemeinsam mit vielen Freiwilligen und Schwestern in zahlreichen Programmen in 13 chinesischen Provinzen wirksam. Darunter sind 64 Leprastationen und fünf Aidszentren für Kinder und Erwachsene. Wir arbeiten immer in Kooperation mit den staatlichen Stellen. Durch unsere Unterstützung sichern wir eine Hilfe auf hohem Niveau. Mit Jinde Charities, dem Katholischen Sozialhilfe Zentrum, begleiten wir arme Bauern in Hebei. Wir fördern sie in der Produktion von Lebensmitteln für sich selbst und zum Verkauf in den Städten. Auf diskreten Wegen fördern wir die Schulbildung von armen Kindern auf dem Land und unterstützen die Priesterausbildung in China.

Bitte helfen Sie uns mit Schulstipendien und Finanzierung von Schuljahren für HIV-Betroffene und von Lepra betroffene Kinder. Unterstützen Sie uns in der Begleitung von Freiwilligen und von Schwestern, die in diesen Einrichtungen wertvolle Sozialarbeit leisten. Helfen Sie uns bitte in der Priesterausbildung in China.

Danke für Ihre Hilfe!

Hans Tschiggerl

Hans Tschiggerl SJ
Missionsprokurator

Jesuitenmission
IBAN: AT942011182253440000
BIC: GIBAATWWXXX
MENSCHEN FÜR ANDERE
Spendenzweck:
Kirche in China

Ihre Spende ist gemäß § 4aZ.3
Und 4 EstG absetzbar!
ZVR Zahl 530615772 / SO 1345

Impressum

JESUITENWELTWEIT, 2017 - Heft 2
Medieninhaber und Herausgeber: Missionsprokur der Gesellschaft Jesu in Österreich, Hans Tschiggerl SJ, Dr. Ignaz Seipel Platz 1, A-1010 Wien, Tel +43 01 5125232-56, office@jesuitenmission.at, www.jesuitenmission.at

Redaktion und Gestaltung: Hans Tschiggerl, Katrin Morales, Druck: LDD Communication GmbH

Ziel der Publikation: Information der Spender über die aktuellen Entwicklungen in den Hilfsprojekten.

Bildnachweis: Jesuitenmission (Cover, 2, 3, 5, 8, 9, 14, 23, Rückcover), Christian Ender (4), Casa Ricci (5-7), Jin Xian (8, 9), EAPI (10), Archiv der Jesuiten in Wien (11), Elijah, Maria Harmer (12, 13), Kristóf Hölvényi / JRS MENA (14-16), Carmen Frank (17-19), Teresa Engelhart (20, 21), Misión Guarani (22)

Österreichische Post AG / Sponsoring.Post, 1320395215. ZVR Zahl 530615772, SO 1345





Danke für Ihre Unterstützung!

powered by  VDP

jesuiten*weltweit*
MENSCHEN FÜR ANDERE JESUITENMISSION

JESUITENMISSION
Dr.-Ignaz-Seipel-Platz 1, A-1010 Wien
Tel.: +43 1 512 5232 56
office@jesuitenmission.at
www.jesuitenmission.at
IBAN: AT94 2011 1822 5344 0000
BIC: GIBAATWWXXX
MENSCHEN FÜR ANDERE